

Die ÖsterreicherInnen und das Lesen

– ein kompliziertes Verhältnis?

Autorin: Margit Böck

Was haben die Debatten über die Resultate von PISA und über das Bekenntnis eines Politikers zur Lektüre des „Schatz im Silbersee“ gemeinsam? – Die zwei Medienereignisse stehen exemplarisch für die widersprüchlichen Zuschreibungen an das Lesen in Österreich. Auf der einen Seite gilt Lesen – als Insignie von Bildung und Zivilisiertheit – geradezu als überlebensnotwendig. Auf der anderen Seite ist Lesen etwas für „Realitätsferne“ und am ehesten noch Kinder- oder Frauensache. Diese „Extrempole“ verdeutlichen den sozialen Symbolcharakter, den Lesen, die Lesekompetenz, Lesemedien und das Gespräch darüber haben.

Über die soziale Abgrenzung beim Lesen

Unser auf das Lesen bezogenes und für andere wahrnehmbares Verhalten vermittelt, welche Bedeutungen wir selbst dem Lesen zuschreiben, was Lesen für uns ist. Zu diesem Verhalten zählen auch unsere Meinungen, die wir anderen mehr oder weniger direkt im Gespräch mitteilen. Diese Bedeutungszuweisungen sind in den gesellschaftlichen Subgruppen unterschiedlich verteilt, und sie gehen zumeist weit über das Lesen als solches hinaus. Sie stehen für Werte, die in diesen Kontexten entweder als wichtig gelten und deshalb anzustreben sind oder von denen man sich als Indikatoren weniger attraktiver Lebenshaltungen eher distanziert. Unser zumindest implizites Wissen über diese Zuschreibungen und Werte machen Lesen und das Reden darüber zu einem sichtbaren Instrument der Distinktion, der sozialen Zuordnung und Abgrenzung.

Ausdruck dieser über das Lesen per se hinausgehenden Symbolfunktionen sind Fotografien von Personen unterschiedlichster Profession vor Bücherwänden, aufwändig produzierte Coffeetable-Books und in Leder gebundene Prachtbände in Regalen, die



Foto: Regine Hendrich

▶ Dr. Margit Böck über das komplizierte Verhältnis der ÖsterreicherInnen zum Lesen

kaum je zur Hand genommen werden – oder es wird z.B. in Bewerbungsunterlagen und Interviews mit Prominenten „Lesen“ als Hobby angegeben. Eher negative Konnotationen des Lesens werden wiederum in der Ratgeberliteratur zur Karriereplanung mit dem Hinweis thematisiert, dass Lesen als Inte-

resse je nach Zielgruppe und Kontext weniger erwünschte Eigenschaften signalisieren kann, weshalb seine Nennung als Hobby in Lebensläufen zu überdenken ist.

Das soziale Image des Lesens macht es z.B. für die Leseforschung schwierig, gültige Daten zu bekommen, weil der so genannte „Effekt der sozialen Erwünschtheit“ zum Tragen kommt: Wir neigen dazu, uns und unser Verhalten so darzustellen, dass wir im Kontext der jeweiligen Kommunikationssituation in einem möglichst guten Licht da stehen. Wird etwa bei der Frage nach der Fernsehnutzung eher untertrieben, ist bei der Frage nach dem Lesen üblicherweise eher das Gegenteil der Fall. Die Bilder/Images, die wir mit „Lesen“ verbinden, leiten unsere eigenen diesbezüglichen Wahrnehmungen, unser Denken und Handeln. Sie sind die Basis dafür, ob, wie, was und aus welchen Gründen wir lesen bzw. nicht lesen. Durch sie stufen wir Lesen als für uns in unterschiedlichen Situationen sinnvoll und erstrebenswert ein oder als unattraktiv und Zeitverschwendung. Diese Bedeutungszuweisungen sind ein Baustein unserer Identität und Teil unserer Lebenswelten. Sie helfen uns auch, unsere Mitmenschen und unsere Umwelten – in Bezug auf das Lesen und die damit verbundenen Bedeutungszusammenhänge – „einzuordnen“.

Im Folgenden diskutiere ich anhand der eingangs genannten Beispiele wichtige Facetten dessen, was der sehr weite Begriff des Lesens umfasst bzw. umfassen kann. Je mehr wir über diese sehr diffizilen Bedeutungszuschreibungen wissen, umso eher wird es möglich, die komplexen Konstrukte neu zu akzentuieren und für spezifische Zielgruppen und/oder Lebenswelten attraktive Gegenentwürfe zu entwickeln. Dies gilt auch für Bibliotheken als Institutionen, die mit dem Lesen verbunden sind: Welche Bilder machen sich unterschiedliche soziale Gruppen von Bibliotheken? Wie positionieren sich Bibliotheken selbst; was, wie und wo kommunizieren sie über sich und ihre Arbeit? Wie können sie ihr Image, abgestimmt auf ihre Zielgruppen sowie ihre jeweiligen räumlichen und sozialen Kontexte, glaubwürdig gestalten?

„Der Schatz im Silbersee“ ...

Im Juli 1995 verhalf ein bekannter Politiker einem Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur zu unerwarteter Popularität, als er in einem Interview meinte: „Ich habe in meinem Leben ein einziges Buch fertig gelesen – den ‚Schatz im Silbersee‘ von Karl May.“ Mit diesem Bekenntnis richtete sich der als „hemdsärmeliger Macher“ bekannte Politiker – ein promovierter Agraröko-

nom – an einen Teil seiner Wählerschaft, dessen Haltung zum Lesen und die durch diese Formulierung aktivierten Assoziationen er bestätigte. In diesem Diktum werden Vorurteile aus der Zeit der Lesesucht-Debatten im 18. und 19. Jahrhundert fortgeschrieben: Buchlesen, vor allem die Lektüre erzählender Literatur, ist für einen Mann (wie ihn), der „zupackt“, der sich mit den „wahren Dingen“ des Lebens beschäftigt, der Entscheidungen trifft und diese umsetzt, nicht relevant. Alleine die Frage danach, welches Buch man gerade lese, hat den Hauch von intellektueller Besserwisseri. Dieses Bekenntnis, keine Bücher zu lesen und auch wenig davon zu halten, ist eine Demonstration der Abgrenzung gegenüber jenen, für die Buch und Lesen Symbole für Bildung und Kultur sind.

„Lesen ‚richtige Männer‘ keine Bücher?“

Bemerkenswert ist dieses Zitat auch insofern, als Buchlektüre nicht nur gleichgesetzt wird mit dem Lesen erzählender Literatur. Das in seinen Themen, Genres und Ansprüchen überaus vielschichtige Medium Buch wird zusätzlich reduziert auf populäre Unterhaltungsliteratur – und noch einmal in seiner Relevanz beschnitten als der „Schatz im Silbersee“ ein Kinder- bzw. Jugendbuch ist, was die Buchlektüre zu einer noch weniger ernst zu nehmenden Beschäftigung macht.¹ Buchlesen ist – ich überzeichne hier, vielleicht aber auch nicht – weltabgewandt; es ist außerdem Kinder- (und Frauen-)Sache, denn: „Richtige Männer“ lesen keine Bücher – so könnte man die Botschaft dieser Aussage interpretieren, die in den Medien erwartungsgemäß hohe Wellen geschlagen hat.

... in der Wissensgesellschaft?

Zustimmung hat diese Be- bzw. Abwertung des Buchlesens vermutlich bei Personen und Gruppen gefunden, die – ohne das zu bewerten – das (äußere) „Tun“ vor das (innere) „Denken“ stellen, wo Arbeit Arbeiten mit Händen ist, wodurch die Umwelt verändert wird. Das Lesen – vor allem eines Romans – wird in einem solchen Kontext (und ab einem bestimmten Alter des Lesers/der Leserin) negativ als Nichtstun abgewertet, mit dem Beigeschmack des Verträumten und der Wirklichkeitsflucht.

Dieses Bekenntnis rekurriert zum einen auf ein sehr traditionelles Männlichkeitsbild. Zum anderen wird auf eine nostalgische Vorstellung von Gesellschaft verwiesen, die eher einer Agrargesellschaft entspricht als einer Informations- und Wissensgesellschaft. Der Produktions- und der Agrarsektor vor allem in den hoch industrialisierten Ländern schrumpfen. Der Informationssektor hingegen wächst nach wie vor. Informationsarbeit ist Umgang mit immateriellen Gütern, dargestellt mittels unterschiedlicher Zeichensysteme (Sprache, Schrift, Bild, Ton, Farbe

etc.). Die Voraussetzung dafür, mit den durch Medien und Kommunikationstechnologien vermittelten Inhalten umzugehen und in einer durch Information charakterisierten Gesellschaft bestehen zu können, sind kommunikative Kompetenzen. Dazu zählen ganz zentral Lesen und Schreiben, weil sich die neuen Kommunikationstechnologien in weiten Bereichen des Modus der Schrift bedienen.

Ängste, dass man mit den aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel entstehenden Veränderungen und den damit verbundenen Anforderungen nicht mithalten kann, werden durch Äußerungen, die diese Entwicklungen ausblenden oder als nicht relevant darstellen, beschwichtigt. Das populistische Bekenntnis des Politikers über sein Verhältnis zum Buchlesen schreibt in diesem Sinne gegenwärtige und vergangene Zustände fort. Diese sind allerdings mit den aktuellen Herausforderungen einer Wissensgesellschaft nicht oder nur begrenzt kompatibel. Eine solche Beschwichtigung, die sich gleichzeitig bis zu einem gewissen Grad über das Streben nach Bildung und Lernen lustig macht, mag von GegnerInnen der Modernisierung begrüßt werden. Besonders jene Gruppen, die aufgrund ihrer Gewohnheiten und Kompetenzen, die bislang zwar ausreichten, aber den Anforderungen des selbständigen lebensbegleitenden Lernens nicht entsprechen, benötigen hier aber sehr viel mehr sensible Unterstützung, um langfristig nicht zu Modernisierungsverlierern zu werden.

PISA

Die Bestürzung nicht nur in der Medienöffentlichkeit darüber, dass in PISA 2003 die 15-/16-jährigen ÖsterreicherInnen im Vergleich zu 2000 beim Lesekompetenztest signifikant schwächer abgeschnitten haben, ist Ausdruck einer positiven Bewertung des Lesens. Lesen wird als Zeichen von Aufgeschlossenheit und Bildungsorientierung verstanden.

Diese Zuschreibungen, in deren Mittelpunkt ebenfalls zumeist die Gleichsetzung von Lesen mit der Lektüre von Literatur in Buchform steht, tendieren ebenso dazu, in ihrer Spezifik weit über das Lesen selbst hinauszugehen. Lesen wird in diesem Kontext allerdings als Symbol von (literarischer bzw. Hoch-) Kultur verstanden. Es fungiert ein weiteres Mal als Distinktionsmerkmal. Thema ist in diesem Fall die Sorge um die intellektuelle und kulturelle Zukunft Österreichs. Wenn man die soziale Schichtung der Gesellschaft zugrunde legt, erfolgt hier – im Gegensatz zum ersten Beispiel – die Abgrenzung „nach unten“.

Kulturpessimismus

Die gesunkene Lesekompetenz der Jugendlichen bestärkt latent vorhandene und durch die Medienberichterstattung regelmäßig frisch aufgekochte kulturpessimistische Befürchtungen mit dem Tenor, dass alles schlechter wird und – ein aus diesem Diskurs entlehnter Standpunkt – der Untergang des Abendlands vor den Türen steht. Dieser Kulturpessimismus in Bezug auf den Umgang mit und den Stellenwert von Schriftlichkeit in unserer Gesellschaft steht in direktem Zusammenhang mit den medialen Veränderungen.

Ein vor allem im deutschen Sprachraum starken Widerhall findender Repräsentant dieses Denkens ist Neil Postman, der in seinen Büchern unter anderem prophezeit, dass wir uns zu Tode amüsieren werden. Modernisierungängste charakterisieren auch diese Haltung. Im Vordergrund steht die Sorge darum, was im Besonderen infolge des medialen Wandels an Bestehendem verloren geht.

Die Befürchtung, dass Kinder und Jugendliche den neuen Medien quasi ausgeliefert sind und die neuen Inhalte und Darstellungsformen die jungen RezipientInnen überfordern, signalisiert auch nostalgische, die eigene Kindheit verklärende Haltungen. Der Ruf zu bewahrpädagogischen Forderungen ist hier nicht weit. Traditionelle Medien, wie speziell das Kinder- und Jugendbuch, die der Eltern- und Lehrergeneration noch aus ihrem eigenen Aufwachsen her vertraut sind, haben aus deren Perspektive den Charakter „sicherer Inseln“ in der neuen, von ihnen mitunter geradezu als bedrohlich erlebten Landschaft der von Kindern und Jugendlichen bevorzugten Medien.

Dass die neuen Medien in erster Linie Bild(schirm)medien sind, führt dazu, dass sich Diskussionen über Effekte des medialen



Foto: Marion Benda

▶ Fragen aus dem Publikum: Sektionschefin Dr. Brigitte Böck ...



Foto: Marion Benda

► ... und die ehemalige Präsidentin der VÖB, Dr. Sigrid Reinitzer

Wandels sehr oft auf die Schriftlichkeit bzw. vor allem auf das Lesen konzentrieren. Die Sorge um das Schreiben ist in dem Zusammenhang interessanterweise wesentlich seltener ein Thema, obwohl gerade dieses für die Artikulation eigener Interessen und Bedürfnisse, die über die mittelbare Situation der interpersonalen Kommunikation hinausgehen, entscheidend ist und mit den neuen Kommunikationstechnologien noch an Bedeutung gewonnen hat.

VertreterInnen dieser Haltung sind häufig davon überzeugt, dass vor allem Kinder und Jugendliche nicht mehr lesen könnten. Die Schuld daran sehen sie bei den Bildschirmmedien – beginnend mit dem Fernsehen, fortgesetzt durch Video, Computer, Computer- und Konsolenspiele und Internet. Dazu kommt noch das Mobiltelefon mit

der SMS-Funktion, die dazu führe, dass Kinder und Jugendliche verlernen, „ordentliche Sätze“ zu schreiben. Der klassische Literaturkanon ist für viele Jugendliche und

(nicht nur) junge Erwachsene irrelevant; auch Zeitungslesen verliert bei den jungen Menschen an Bedeutung. Wie sollen sich diese den audio- und interaktiven Medien quasi ausgelieferten Personen in unserer Gesellschaft überhaupt zurechtfinden können, lautet eine aus dieser elitären Perspektive heraus immer wieder gestellte Frage.

Lesen und bestimmte Formen von Schriftlichkeit, vor allem die Lektüre von anspruchsvoller Literatur und Qualitätszeitungen, werden hier nicht nur unhinterfragt als Indikator für „lebensfähige“ BürgerInnen einer Demokratie gesetzt. VertreterInnen dieser Haltung, die zumeist aus gehobenen Bildungsschichten stammen, gehen offensichtlich davon aus, dass das, was für sie und in ihrem Alltag Sinn macht, auch für andere sinnvoll ist,

ohne zu reflektieren, dass unterschiedliche Lebenswelten und Berufsalltage auch in ihren Anforderungen an kommunikative Kompetenzen und Gewohnheiten variieren.

Leseförderung

Es ist zweifelsohne eine informationsgesellschaftliche Notwendigkeit, dass für möglichst alle eine möglichst hohe Lesekompetenz anzustreben und unabdingbar ist. Darin liegt auch die Bedeutung der Ergebnisse von PISA I & II, welche die Notwendigkeit von Leseförderung klar zeigen.

Eine hohe Lesekompetenz impliziert allerdings zum einen nicht zwangsläufig die Lektüre von anspruchsvoller Literatur in Buchform, obwohl hier starke Korrelationen bestehen. Zum anderen ist häufiges Lesen anspruchsvoller Literatur nicht gleichzusetzen mit beruflicher und gesellschaftlicher Durchsetzungsfähigkeit. Würde diese Annahme zutreffen, wären z.B. Geschlechterdifferenzen in der Berufshierarchie oder im Einkommen schon lange obsolet. Denn gerade die Lektüre von Literatur in Buchform ist und bleibt vor allem Frauensache. Auch das ist ein Ergebnis von PISA, neben dem Befund, dass Mädchen eine signifikant höhere Lesekompetenz haben als Burschen, von denen 2003 rund jeder Vierte der „Risikogruppe Lesen“ zugeordnet wird.²

Ich plädiere dafür, in der Diskussion über Lesen und Leseförderung die nach wie vor bestehende enge Verknüpfung des Lesens an das Medium Buch zu lösen. Die Reduktion der Kulturtechnik Lesen auf

„Ich plädiere dafür, in der Diskussion über Lesen und Leseförderung die nach wie vor bestehende enge Verknüpfung des Lesens an das Medium Buch zu lösen.“

literarisches Lesen schließt automatisch jene aus, die mit dieser Form des Lesens wenig anfangen können. Sie ist in einer demokratiepolitischen Perspektive höchst problematisch und, meiner Meinung nach, einer der Hauptgründe für das ambivalente Verhältnis vieler zum Lesen allgemein. Um die dieser Haltung inhärenten Ausschließungsmechanismen zu verhindern, ist ein Zugang zu wählen, der dem Funktionspotential der Schriftlichkeit sowie den gegenwärtigen und künftigen Anforderungen der Informations- und Wissensgesellschaft entspricht.

Dazu gehört ein möglichst realistischer Blick darauf, was Lesen derzeit für die Menschen ist, vor allem für jene, die man hier unterstützen möchte – Daten dazu liefert z.B. PISA.³ Nur so wird es möglich, an deren Bedeutungszuweisungen anzuknüp-

fen, diese anzuerkennen und ihnen neue Wege zu eröffnen. Weder eine das Lesen als Streben nach weltfremder Intellektualität abwertende Haltung noch eine Reduktion der Schriftlichkeit auf einen schmalen Ausschnitt davon, der gleichzeitig in seiner Bedeutung für die Lebensbewältigung eines Großteils der Bevölkerung überbewertet wird, ist hier hilfreich. Das Wissen um diese Extrempole und dahinter liegende Bedeutungsgehalte sowie das Nachdenken über dazwischen liegende Positionen sind hingegen eine wichtige Ausgangsbasis.

Die sozialen Zuschreibungen an das Lesen sind das Ergebnis mannigfaltiger Sozialisationsprozesse, die nicht mit der Kindheit oder Jugend abgeschlossen sind. Je nachdem, wie der Umgang mit Schriftlichkeit erlebt und in die zentralen sozialen Umwelten integriert ist, unterscheiden sich diese Erfahrungen. Sind das Lesen und Schreiben Selbstverständlichkeiten im Alltag der Familie oder im Freundeskreis? Wird das Lesen als angenehm und interessant oder als ungeliebte Mühe und Pflicht vorgelebt? Existieren Lesemedien vor allem im näheren, aber auch im weiteren sozialen Umfeld? Wenn ja, welche sind das? Wie und für welche Zwecke werden sie von wem genutzt? Welche Erfahrungen macht man selbst mit dem Lesen und den verschiedenen Lesemedien? Wird das eigene Verhalten von wichtigen Bezugspersonen bestärkt oder – als Abweichung vom Bestehenden – gar sanktioniert? Wie werden vom eigenen Standpunkt und der eigenen Lebenswelt aus die Institutionen erlebt, die sich mit dem Lesen befassen, und wie die Personen, die dort tätig sind? Letzteres ist nicht nur eine wichtige Frage für die Bibliotheken als Teil der öffentlichen „Leseinfrastruktur“, sondern auch für Schulen, die Kinder und Jugendliche aus lesefernen Familien mit Fördermaßnahmen erreichen können.

Bibliotheken als Orte des Lesens und Lernens

Der „Schatz im Silbersee“ ist nach wie vor und immer aufs Neue zu heben – Bücher und andere Lesemedien sind Schatzkammern, die wir durch Lesen als Schlüsselkompetenz öffnen. Bibliotheken spielen hier als Orte der Erschließung, des Zugangs und der Vermittlung eine wichtige Rolle. Mit der wachsenden Anforderung des lebensbegleitenden Lernens gewinnen sie noch an Stellenwert, sofern sie ihre Potentiale in der Unterstützung des selbstbestimmten, außerinstitutionellen Lernens wahrnehmen

und sich ihren gegenwärtigen und möglichen künftigen Aufgaben stellen. Sie müssen ihre Leistungen und Potentiale mit einem entsprechenden Selbstbewusstsein in der Öffentlichkeit sowie gegenüber ihren Erhaltern artikulieren, und sie müssen sich an die neuen Gegebenheiten der veränderten Medienlandschaft und der gesellschaftlichen Anforderungen sowie an die Bedürfnisse ihrer potentiellen NutzerInnen anpassen. Welche Bilder diese möglicherweise von ihnen haben, ist dabei eine Frage, deren Bedeutung in ihren Effekten nicht unterschätzt werden darf.

Ich sehe die Rolle der Bibliotheken für die Wissensgesellschaft darin, dass sie in einem öffentlichen Bildungsprojekt Orte des Lernens und des Lesens sind, des Buches sowie anderer Medien, die nicht selbstverständlich in den Privathaushalten zugänglich sind. Das literarische Buch unterschiedlichsten Anspruchs wird immer ein zentraler Teil ihrer Bestände sein, auch wenn der Anteil der Personen an der Bevölkerung, die regelmäßig lesen, langfristig kleiner werden wird. Auch das zeichnet sich in PISA ab,⁴ und gerade deshalb ist es für Bibliotheken und die Legitimation ihrer Arbeit erforderlich, sich den neuen Herausforderungen zu stellen.

Fußnoten:

- 1) Die nach wie vor verbreitete Geringschätzung von Kinder- und Jugendliteratur ist eine wichtige Facette sozialer Zuschreibungen, die auch von Bibliotheken, deren Bestand sich auf dieses Segment konzentriert, in ihrer Öffentlichkeitsarbeit berücksichtigt werden muss.
- 2) Pointinger, Martin: Schülerleistungen im nationalen Vergleich / Martin Pointinger. - In: PISA 2003 : Internationaler Vergleich von Schülerleistungen. Nationaler Bericht / hrsg. v. Günter Haider ... - Graz : Leykam, 2004, S. 96–119, hier S. 106f.
- 3) Böck, Margit: Lesegewohnheiten und Leseförderung an den Schulen sowie Das Lesen im Alltag der 15-/16-Jährigen / Margit Böck ; Silvia Bergmüller. - In: Haider/Reiter 2004 (siehe Anm. 3), S. 146–149.
- 4) Vgl. ebd.



▶ **Dr. Margit Böck** ist Univ.-Assistentin am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg.